

Marlen Schachinger (Hg.)

Identitäten. Spuren schreiben – Spuren lesen

Edition Atelier. Wien 2011

151 Seiten. 978-3-90-2498-49-6

Schreiben und lesen

Unter dem Titel „Identitäten“ versammelt die Herausgeberin und Autorin Marlen Schachinger die Texte junger Autorinnen und Autoren, die an der Werkstätte Kunstberufe der Volkshochschule Wien das Handwerk des „Literarischen Schreibens“ erlernen. Der Band ist die Jahresanthologie mit Arbeiten der Kursteilnehmer, ergänzt durch Primärtexte etablierter KollegInnen wie Vladimir Vertlib oder Doron Rabinovici. Zusätzlich beinhaltet der Band Texte des Projekts „Tandem“, bei dem bekannte Autorinnen quasi als Mentoren jüngere Kolleginnen begleiten und zum gleichen Thema schreiben.

Es ist naheliegend, dass sich die Texte vorwiegend um die Literatur selbst drehen beziehungsweise um das Selbstverständnis der Autorinnen und Autoren. Marlen Schachinger reflektiert bereits im Vorwort die vieldiskutierte Frage, ob denn das Schreiben überhaupt erlernt werden kann, weist etwa auf die von verschiedenen Seiten erhobene Kritik an Schreibschulen wie dem Deutschen Literaturinstitut in Leipzig hin und versucht zu erklären, was die Werkstätte Kunstberufe mit ihren Literaturkursen zu erreichen versucht. Vor allem eines, jungen SchriftstellerInnen die Möglichkeit geben, das eigene Schreiben zu hinterfragen und an ihren Texten zu arbeiten, gerade aber auch erste Schritte in die Öffentlichkeit zu ermöglichen. Das Buch ist schlicht auch eine Publikation, die einen Einstieg in den Literaturbetrieb ermöglicht. Trotz oder gerade wegen des geschützten Raums der Werkstätte.

Spannend sind auch die von JungautorInnen aufgezeichneten Gespräche mit ihren etablierten Kollegen, die sich vornehmlich um das Schreiben selbst (bei Andrea Winkler und Lydia Mischkulnig) oder Lektüreerfahrungen und den Literaturbetrieb im Allgemeinen (wie bei Josef Haslinger) drehen. Gerade Josef Haslinger, der seit Jahren literarische Ästhetik am Deutschen Literaturinstitut Leipzig unterrichtet, ist ein idealer Wegbegleiter für JungautorInnen, die das Handwerk des Schreibens quasi nicht allein im stillen Kämmerlein, sondern unter Anleitung erlernen wollen.

Die Texte selbst sind von den Themen her und in ihrer literarischen Ausgestaltung abwechslungsreich und dicht, ein Querschnitt verschiedener Stile und Herangehensweisen und in ihrer Unterschiedlichkeit sehr unterhaltsam und vielfältig. Es handelt sich bei der überwiegenden Mehrheit der Texte um kurze Prosastücke, die einzelnen Erinnerungsfragmente oder kurze Begebenheiten beschreiben, klassische Kurzgeschichten also, die untereinander nicht so homogen in ihrem Ton sind, wie man das von Teilnehmern eines Schreibkurses erwarten dürfte. Vielmehr finden die AutorInnen durchaus ihren eigenen Stil, ihre Rhythmik, ihre Sprache.

Aus den verschiedenen Texten sticht vielleicht jener der sehr jungen Autorin Lisa Lackner hervor, ihr Text *Anna* über einen Pantoffelhelden, der sein Leben dem seiner Ehefrau unterwirft, ist klug und mit Witz geschrieben, in einer schönen und schnörkellosen Sprache und ausgesprochen stilsicher. Spannend auch der Vergleich zum *Anna*-Text von Renate Welsh.

Marlen Schachinger als Herausgeberin ist mit *Identitäten* aus ausgewogener Band über das Schreiben, das Lesen und den Literaturbetrieb gelungen, gerade der Rat von Andrea Winkler am Ende des Buches ist vielleicht auch eine Handlungsanleitung zur Lektüre des Buches, denkt man sich einen Lesenden als Adressaten: „Allen Schreibenden rät sie [Andrea Winkler, Anm.], die Frage »Was will ich mit meinem Schreiben?« für sich selbst zu beantworten: »Nicht was die eigene Absicht für den Text betrifft, sondern für das eigene Leben. Wohin soll es gehen?« (S. 143)

3.580 Zeichen (mit Leerzeichen)

Bernd Schuchter für Literaturhaus Wien

Leseprobe

Lydia Mischkulnig

Kein Luxus, sondern Notwendigkeit

Ein »langes, langes, langes Annähern an den Stoff [...], und dann geht es eigentlich immer sehr schnell«, so beschreibt die Kärntner Autorin Lydia Mischkulnig ihren Schreibprozess.

Und so sei es auch bei ihrem neuesten Roman *Schwestern der Angst* gewesen: »Das Buch hat mich in der Vorbereitung und im Verständnis viele Jahre gekostet. Ich habe lange, lange, lange dafür gebraucht, bis ich das Verhältnis der zwei Schwestern begriffen habe. [...] Ich habe dann mit den Perspektiven gespielt, weil ich mich nicht entschließen konnte, aus welcher heraus ich schreiben wollte. Mir ging es auch darum, eine Sprache zu finden, in der obsessives Verhalten stattfindet, aber vom Sprecher nicht erkannt wird.«

In vielen einzelnen Fragmenten sei der Roman schon geschrieben gewesen; allerdings habe es noch einige Zeit gedauert, bis sie wusste, »wie ich das Ganze in eine Symphonie zusammenpacke«. Erst im Gespräch mit ihrem Lektor habe sie schließlich »das analytische Denken, das man beim Schreiben immer einsetzen muss, weglassen können und die Gefühlslage verstanden«.

Den Stoff für diesen Roman habe sie auf Grund einer politischen Debatte über das Stalker-Gesetz gefunden: »Mich hat es interessiert, wie Hölle aussieht. [...] Ausgeschlossenheit, Angst und Rechtfertigung. Stalking ist Hölle. Jede Besessenheit ist Hölle, also Gefangenschaft. Sie macht Menschen kaputt, nicht nur den, der gestalkt wird, sondern auch den Stalker selbst. Und diese Intensität einer Gefangenschaft durch Gefühle wollte ich irgendwie verstehen, ich wollte verstehen, wieso Leute stalken.«

Es sei aber nicht immer so, dass sie zuerst ein Thema finden müsse, um dann einen Roman darüber zu schreiben: »Oft ist es ein Satz – meinerwegen ein Sprichwort –, was mich plötzlich anfällt, einen Keim einpflanzt, und dann entsteht daraus durch Assoziationen die Bündelung zu einem Text.«

Über ihren Werdegang erzählt Lydia Mischkulnig, dass sie zwei Kunststudien absolvierte, für die sie sehr viel Literatur gelesen habe. Vor allem Theaterstücke. Sie wollte zuerst Bühnenbildnerin werden, Räume gestalten für Sprache. Dann ist sie vom bildnerischen Gestalten mehr und mehr in den sprachlichen Ausdruck, in die Sprache »gerutscht« und in die »Umwandlung von Welt in Zeichen und Bedeutung, die jeder Leser neu interpretiert«. Deswegen glaube sie, dass man als angehende Schriftstellerin, als angehender Schriftsteller »durch analytisches Lesen sehr viel lernen kann. Beispielsweise, welche Rahmen, Strukturen oder schlicht rote Fäden ein Roman benötigt, um als solcher zu funktionieren. Wie werden die Figuren eingeführt und aufgebaut; wie entstehen die Stimmung, der Ton überhaupt.«

Schon während ihrer Studienzeit hat Lydia Mischkulnig damit begonnen, Kurzgeschichten an Literaturzeitschriften zu senden, bis die erste namhafte Veröffentlichung in den Grazer *manuskripten* erschien. Das Manuskript ihres ersten Romans habe sie danach an verschiedene Verlage gesandt, und »[...] innerhalb von zwei Wochen habe ich Angebote von zwei Verlegern

erhalten. [...] Eigentlich habe ich damit ziemliches Glück gehabt. Denn das ist nicht üblich. Andere müssen ihre Manuskripte sehr oft verschicken, und für alle gilt: einfach verschicken und ausprobieren und aus.«

Über die Kritik an ihren Werken berichtet die Autorin, dass es natürlich nicht angenehm ist, diese in einer Zeitung zu lesen. Sie betont aber, dass Kritiken »[...] im Endeffekt [...] ein Werbemittel sind. Was mich allerdings ärgert, ist, wenn jemand versucht, aus meinem Werk etwas zu machen, was es nicht ist.«

Auf die Frage, wie sie selbst die Rolle der AutorInnen in der heutigen Gesellschaft sehe, antwortet Lydia Mischkulnig: »Am Anfang war mein Schreiben auf meine Lebensumstände und meine Erfahrungen bezogen, die dann zu Einfällen, Eindrücken und schließlich zu Ausdruck geworden sind, was viel Vergangenheit und Aufarbeitung bedeutete. [...] Ich denke aber, durch mehr und mehr Beschäftigung mit der Sprache, mit dem Leben, mit dem Alltag, mit politischem Interesse und auch mit dem Wissen, dass wir diejenigen sind, die die Gesellschaft gestalten, wachsen Dimensionen dazu, die sehr erdend und utopieorientiert wirken. Ich glaube auch, dass es manchmal sehr wertvoll ist, sich als Literat[In] als Sprachrohr zu instrumentalisieren, um durch Informationsverbreitung direkt und meinungsbildend in das politische Bewusstsein einzugreifen. Und das ist kein Luxus, sondern eine Notwendigkeit für eine demokratische Gesellschaft. Insofern halte ich Literatur und uns [AutorInnen] für sehr notwendig.«

(S. 133-135)